



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

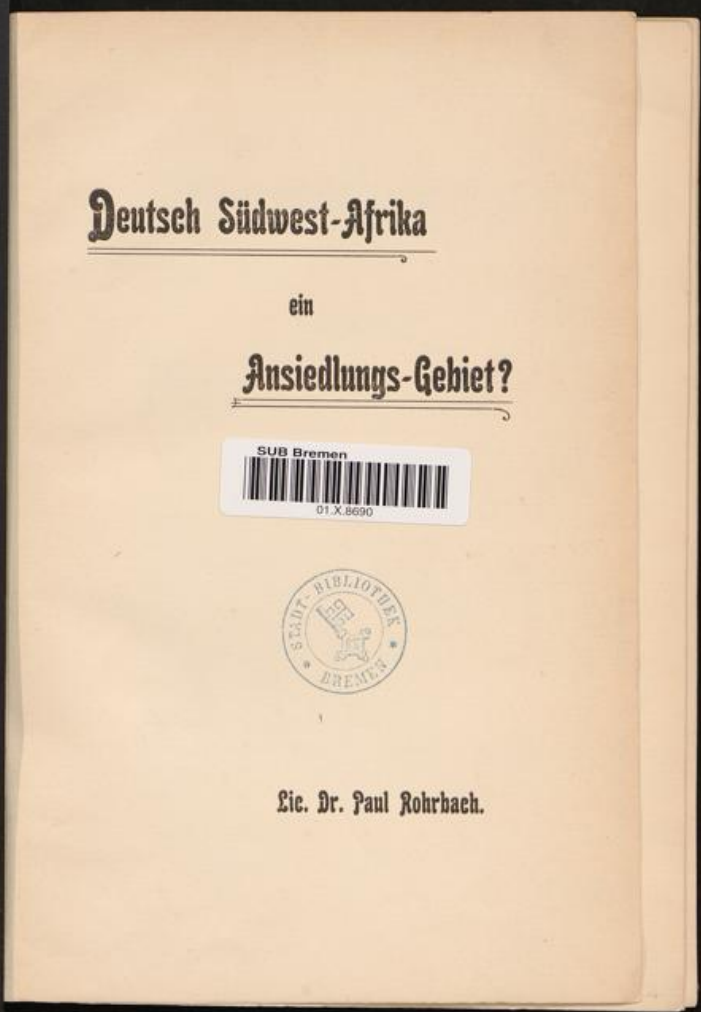
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Deutsch Südwest-Afrika ein Ansiedlungs-Gebiet?**

**Rohrbach, Paul**

**Berlin-Schöneberg, [1905]**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-7920**



Rohrbach

-  
Pantof

Antiquar - Afrika

IX  
c  
3569

01  
X  
8690



IX . . . 3569 .



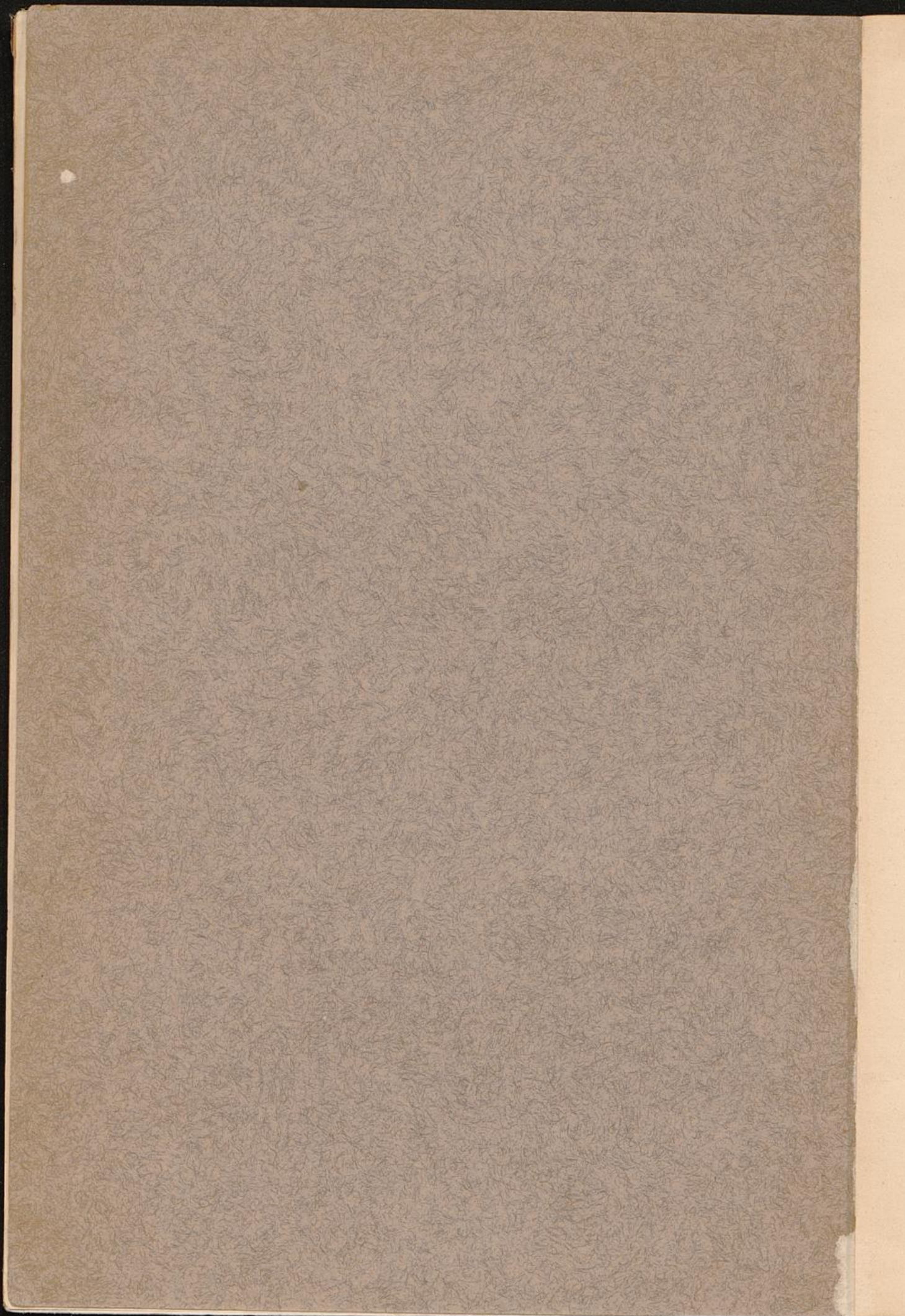
— 25

**Deutsch Südwest-Afrika**  
ein  
**Ansiedlungs-Gebiet?**

**Lie. Dr. Paul Rohrbach**

**50 Pfg.**

**Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg**



# Deutsch Südwest-Afrika

---

ein

## Ansiedlungs-Gebiet?

---

SUB Bremen



01.X.8690



Sic. Dr. Paul Rohrbach.





## Vorwort.

**D**as Schicksal unserer südwestafrikanischen Kolonie beschäftigt die Gemüter in Deutschland viel zu wenig. Es ist, als ob die Mehrzahl unserer Mitbürger gar nicht wüßte, welches schwere Ringen um diese älteste Kolonie des deutschen Reiches jetzt stattfindet. In den Zeitungen finden sich die Verlustlisten und je nach der Parteistellung ganz allgemein gehaltene Wortgefechte über Wert oder Unwert der deutschen Kolonialverwaltung. Im Reichstag ist die Entschädigungsfrage nicht mit dem Maß von freundschaftlicher Sachkenntnis behandelt worden, die nötig gewesen wäre. Es ist, als läge diese Kolonie, in der das Blut tapferer Brüder unserer Nation geflossen ist, ferner von uns als irgend eine andere, als läge sie unendlich weit, irgendwo in der Vergessenheit.

Woher kommt das? Am meisten wohl daher, weil die Meinung verbreitet ist, als sei diese Kolonie ein völlig wertloser und für alle Zeiten aussichtsloser Besitz. Man urteilt über ein Land, dessen Meeresküste allein 1400 Kilo-

meter lang ist, als handle sich's um ein beliebiges Dorf, dessen Strohdächer man gestern gesehen hat. Daß die Engländer Landstriche sich aneignen, die noch viel wasserärmer sind, macht bei uns keinen Eindruck, denn der Spießbürger ist ja klüger als das größte Kolonialvolk der Erde. Gerade dort, wo unser Land am schlechtesten sein soll, grenzt es an Gebiete, die von den Engländern besetzt worden sind. Man will nicht wissen, daß es in Deutsch-Südwestafrika verschiedene Bodengüten gibt. Das einzige, was man weiß, ist, daß wenig Wasser dort ist. Was man aber tun kann, um Wasser nach Gewittern festzuhalten, wird nicht erwogen. In dieser Hinsicht sind die Franzosen ein besseres Kolonialvolk als wir. In den verschiedensten Formen findet man in Frankreich Darstellungen der artesischen Brunnen, die Algerien zu beleben anfangen. Es scheint freilich, daß bisher von den Behörden zu wenig getan worden ist, um Einzelkenntnisse zu verbreiten. Ein kleiner Schritt, dieses zu bessern, ist die vorliegende kleine Schrift unseres Freundes Lic. Dr. Paul Rohrbach, der in schweren Zeiten genügend Gelegenheit hatte, die Nöte dieser vergessenen Kolonie kennen zu lernen, und der doch nicht an ihr verzweifelt.

Sein Urteil hat einen ganz bestimmten Wert, denn er kennt kolonialisatorische Arbeiten in Turkestan, Mesopotamien und Kleinasien, also in Ländern, deren klimatische Verhält-

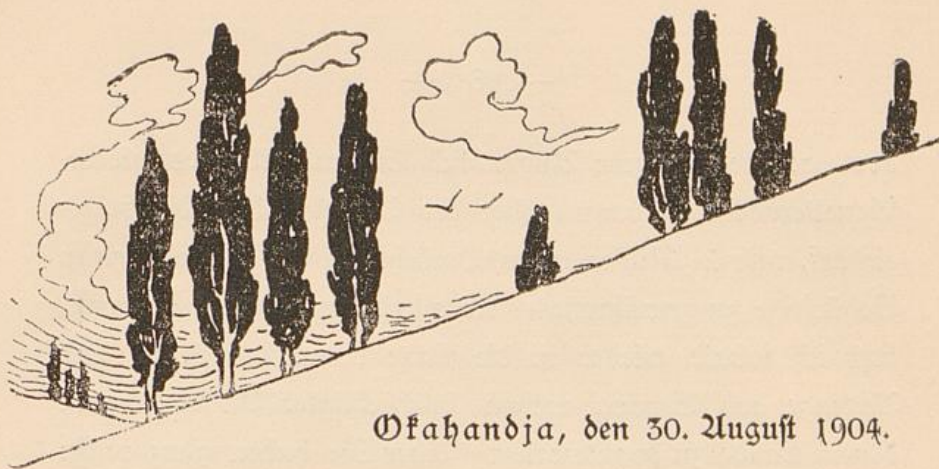
nisse nicht viel weniger schwierig sind als die in Südwestafrika. Es sei aber gestattet, seinen Ausführungen etliche Worte voranzusetzen, die in dem bekannten großen Lehrbuch der Geographie von v. Seydlitz (Prof. Wehlmann) zu lesen sind:

„Der größte Teil des Hinterlandes bildet mit seinem langen, gelben, aber kräftigen Grase eine gute Viehweide, die vor der Rinderpest Rindvieh selbst zur Ausfuhr und großartige Zugochsen lieferte; und mit Fangdämmen und Talsperren, welche die sonst nutzlos versickernden Gewitterregen auffangen, kann viel erreicht werden. Dattelpalmen gedeihen bestens, und für die gewinnbringende Straußenzucht sind alle Bedingungen vorhanden. Die Küstenströmung birgt einen unermesslichen Fischreichtum, der noch gar nicht ausgenutzt wird, dazu Tausende von Robben, wogegen der Walfang erloschen ist. Dazu sind die Anzeichen von Bodenschätzen (Kupfer und Gold) in den Randgebirgen doch stark genug, um die britische „S.-W.-Afrika-Gesellschaft“ anzulocken. Es ist ihr 1892 die Damara-Land-Konzession gewährt mit ausgedehnten Nutzungsrechten und der Befugnis, von der Walfischbay nach den kupferreichen Otavi-Gruben eine Bahn zu bauen, und andere Gesellschaften sind diesem Beispiele gefolgt. Die Besiedelung des Landes mit deutschen Landwirten wird von der deutschen Siedlungsgesellschaft ernstlich betrieben.“

Natürlich stockt jetzt alles durch den Krieg. Aber der Krieg kann und wird nicht ewig dauern, und sobald er beendet ist, muß mit Kolonisation begonnen werden, wenn nicht alle bisher gebrachten Opfer vergeblich sein sollen. Wir fordern und erwarten von Reichstag und Regierung, daß sie diese Kolonisation in jeder Weise unterstützen. Wenn

sie das nicht tun, dann war es falsch, überhaupt einen deutschen Soldaten dort in der ferne verbluten zu lassen. Viel Ruhm ist in einem derartigen Krieg nicht zu gewinnen, auch wenn man von seiner Veranlassung ganz absehen will, aber ohne Nutzen für die Zukunft darf er nicht geführt werden. Wir müssen es tüchtigen deutschen Männern und Frauen ermöglichen, sich auf dem nun erst eigentlich für uns gewonnenen Boden anzusiedeln. Daß das möglich ist, und was dazu nötig ist, das ist es, was uns Dr. Rohrbach auf den folgenden Blättern sagen will. Möge sein Wort nicht vergeblich sein!

**fr. Naumann.**



Ofahandja, den 30. August 1904.

Sehr verehrter Freund!

Ihr Brief mit der Anfrage, was eigentlich dazu gehöre, um sich als Farmer in Südwest-Afrika anzusiedeln, und ob ich Ihnen dazu raten könne, den Versuch zu wagen, hat auf mich einen Eindruck gemacht, wie Noahs Taube mit dem Ölblatt auf die Menschen in der Arche nach der Sintflut. Als ich während des Monats April mit unserer schwerbewaffneten Wagenkolonne den langen Weg von Grootfontein über Otavi, Outyo, Omaruru nach Karibib durch das verwüstete und verödete Land machte und die ruinierten Ansiedler in ihrer Verzweiflung überall zum Fortziehen nach Argentinien, Brasilien, Australien, Kapland und wer weiß wohin sonst noch willens fand — als ich dann mit der Eisenbahn nach Swakopmund hinunterging und

dort gerade in dem Augenblick ankam, als das niederschmetternde Telegramm über den Beschluß des Reichstags eintraf, nur 2 Millionen zu Darlehen und Hilfeleistung an Bedürftige zu gewähren, — da allerdings glaubte ich nicht, daß ich sobald wieder in die Lage kommen würde, eine Anfrage aus Europa wegen beabsichtigter Ansiedelung in diesem Lande zu beantworten. Aber Sie haben ganz recht: die Antwort des Reichskanzlers an die Abordnung unserer hiesigen Farmer und Kaufleute und das Versprechen, den Empfang der Deputation beim Kaiser zu befürworten, eröffnete einen neuen und soweit tröstlichen Ausblick in unsere hiesige Zukunft, daß ich Ihnen Ihre Vorfrage, ob ich mich überhaupt in der Lage fühlte, im Prinzip zum Kommen zu raten, ruhig mit einem unbedingten: Ja! beantworten kann.

Ich will gleich im voraus bemerken, daß ich es hauptsächlich aus zwei Gründen tue: erstens, weil Sie über genügend Mittel verfügen, und zweitens, weil Sie eine tüchtige und gesunde Frau haben. Das eine ist hier die Vorbedingung für den nicht allzu langsamen wirtschaftlichen Erfolg, das andere für das Glückseligkeit in Afrika. Warum, davon in der Folge noch mehr. Kein besonderes Bedenken habe ich in Ihrem Falle, wie Sie fürchten, deswegen, weil Sie bis zu einem gewissen Grade lungenkrank sind. Wenn Sie in Davos leben können, können Sie auch hier leben,

allerdings unter der Bedingung, daß sie sich von schwerer körperlicher Arbeit für längere Zeit fern halten. Wenn Sie statt der 50000 Mk., die Sie mitbringen, nur den vierten Teil dieser Summe befäßen, so würde ich allerdings Ihnen sagen: bleiben Sie lieber zu Hause! Es hängt dies mit den beiden verschiedenen Arten zusammen, auf die man hier Farmer sein kann. Man kann in Südwest-Afrika, wie hierzulande gesagt wird, ein „Gentleman-Farmer“ sein, und man kann eine Farmwirtschaft vergleichsweise so betreiben wie zu Hause der Bauer, der auf sein Feld selber den Dung fährt und selber hinter dem Pfluge geht. Damit will ich weder sagen, daß der bäuerliche Farmer kein Gentleman ist, noch daß es hier viel zu pflügen und zu düngen gibt. Aber Sie werden verstehen, was ich meine. —

Es gibt hier nicht wenig Farmer und zwar vor allem gerade unter denen, die der Aufstand vorerst in das wirtschaftliche Nichts zurückgeschleudert hat, die ursprünglich ohne einen Pfennig Vermögen hergekommen sind, und die es doch bis vor Ausbruch des Krieges zu einer gesicherten Lebensstellung gebracht hatten und auf dem Wege zum Wohlstand waren. Die meisten dieser Leute sind frühere Schutztruppler, die sich während ihrer Dienstzeit ein paar Tausend Mark gespart hatten, beim Abschied vom Militär als Prämie für diesen Dienst 5000 Hektar Land von der Regierung kostenfrei überwiesen erhielten und dann, öfters mit einem Kom-

pagnon zusammen, in jahrelanger schwerer Arbeit durch Frachtfahren, Handel mit den Eingeborenen, Mauern, Zimmern und ähnliche Tätigkeiten, soviel bares Geld neben ihrer Farm verdienten, daß sie sich allmählich einen genügenden Stock Zuchtvieh und was sonst zum Farmen gehört zusammenbrachten. Vergleicht man aber die Zahl derer, denen es gelang, so aus dem Nichts oder mit sehr geringen Mitteln vorwärts zu kommen, mit der Menge derer, die es auch versucht hatten, und denen es doch nicht geglückt war und meistens wohl auch nicht mehr glücken wird, erwägt man weiter, wieviel ursprünglich tüchtige Leute eben durch den lähmenden Mangel an anfänglichen Betriebsmitteln nach viel vergeblicher Arbeit schließlich nach und nach herunterkamen, „verkafferten“, wie man hier sagt, so kann im allgemeinen nur auf das dringendste davor gewarnt werden, es nur „mit ein Paar gesunden Armen“ oder mit wenigen Tausend Mark zu versuchen. Das Frachtfahren, das früher, bevor wir die Bahn hatten, viel und sicheres Geld brachte, tritt mehr und mehr zurück, je weiter die Schienenwege vordringen. Der Bau der Otavibahn nach Norden schreitet trotz des Krieges energisch fort, und in diesen Tagen ist die Anweisung gekommen, mit den Vorarbeiten für die Verlängerung der Windhuker Bahn südwärts nach Rehoboth zu beginnen. Auch die Oststrecke von Windhuk nach Gobabis und die Südbahn von Lüderitzbucht durch den

Wüstengürtel ins Innere sind nur noch Fragen einer wahrscheinlich nahen Zukunft. So wird das Frachtfahren, ursprünglich das allein herrschende Transportgewerbe, mehr und mehr zum Hilfsbetrieb heruntergedrückt. Mit dem Eingeborenenhandel wird es nach dem Krieg für absehbare Zeit überhaupt zu Ende sein. Damit aber fallen diejenigen Möglichkeiten fort, auf die hin ein energischer, vor allen Dingen zäher und aufs äußerste sparsamer Mensch hoffen konnte, sich erst in der Kolonie selbst die Mittel zur Aufnahme einer Farmwirtschaft zu erwerben. So wie die Dinge jetzt stehen, muß der angehende Farmer mit Geld ausgerüstet ins Land kommen. An Anfangskapital sind mindestens 20—25000 Mark nötig; doch ist es in Aussicht genommen, falls vom Reichstag die Mittel zur Aufnahme der Besiedelung im größeren Stile zu erlangen sind, Einwanderern, die etwas Vermögen mitbringen und Farmer werden wollen, einen Regierungskredit unter günstigen Bedingungen bis zur Höhe ihres eigenen Kapitals zu gewähren, so daß also in diesem Falle der Ansiedler selbst nur die Hälfte der von vorn herein notwendigen Betriebsmittel aufzuweisen braucht.

Ich will Ihnen nun zunächst ein Bild davon zu entwerfen suchen, wie sich die Entwicklung einer, man könnte sagen „großbäuerlichen“ Farmwirtschaft hier normaler Weise gestaltet. Auf dieser Grundlage, die Sie notwendig zuerst übersehen müssen, wird es Ihnen dann leicht sein,

selbst zu folgern, wie eine südwestafrikanische Wirtschaft, die Ihren Mitteln und Ihren Ansprüchen an soziale und ästhetische Lebenshaltung entspricht, zu gründen und zu führen wäre.

Angenommen, der einwandernde Ansiedler hat sein Farmgrundstück, dessen Größe im mittleren Teil der Kolonie mindestens zehn Tausend Hektar betragen muß (im nördlichen genügt die Hälfte), ausgewählt und gekauft, so handelt es sich zunächst darum, ein Unterkommen für sich und seine Familie herzustellen. Notgedrungener Weise ist dieser Hausbau bisher von den meisten Farmern aus Mangel an Mitteln sehr vernachlässigt worden. Viele haben sich damit begnügt, in der Nähe ihrer Wasserstelle eine Hütte aus dünnen Stämmen, Ästen und Flechtwerk herzustellen, die dann, um den Regen abzuhalten, mit einem Gemisch von Lehm und frischem Kuhmist dick überstrichen wird. Solch eine Hütte nennt man hier ein Hartbeesthaus. Noch andere ließen sich einfach von Eingeborenen einen sogenannten Pontok, die bienenkorbähnliche Behausung der Hereros, bauen. Um sich von der Primitivität und Dürftigkeit dieser Art von Wohnung eine Vorstellung zu machen, muß man sie gesehen und womöglich selbst in Hitze, Regen und Kälte darin gegessen, getrunken und geschlafen haben. Es ist ausgeschlossen, daß sich eine deutsche Familie, zumal mit Kindern, jahrelang mit solch einem „Haus“ ohne

nachteilige Folgen für Gesundheit, Sitte und allgemeinen Kulturstand begnügte. Der angehende Farmer muß also ein halbwegs ordentliches Haus haben; bis es fertig ist, mag er sich einen Pontof bauen lassen oder im Zelt wohnen. Regnen tut es hier von Ende April bis Anfang November so gut wie nie, wenn auch die Nächte empfindlich kalt sind und Jedermann mehrerer wollener Decken zum Zudecken bedarf. Will sich der Ansiedler sein Haus von bezahlten Berufshandwerkern bauen lassen, so verschlingt das gleich einen viel zu großen Teil seines Anfangskapitals. Es heißt darum zunächst vor allen Dingen selber Ziegel streichen. Das Material ist fast überall vorhanden. Man läßt die geformten Ziegel an der Luft trocknen, ohne sie zu brennen. Das genügt bei guter Bedachung vollkommen. Das Hausfundament wird aus Bruchsteinen oder, wo es keine solchen gibt, aus Zementbeton hergestellt. Es ist gut, wenn man nicht gleich das Wohnhaus aufbaut, sondern erst irgend ein kleineres Nebengebäude, Schuppen oder Stall, um etwas Übung in diesem neuen Handwerk zu bekommen. Das Haus legt man so an, daß zunächst nur die nötigsten Räume da sind, späterhin aber jederzeit eine Vergrößerung des Gebäudes vorgenommen werden kann. Fenster, Türen und Rahmen dazu, Schwellen, Krampen, Schlösser u. dergl. müssen natürlich fertig an die Baustelle mitgebracht werden. Das Dach wird meist aus Wellblechplatten hergestellt, in

manchen Gegenden, wo ein schilfähnliches, langes Riedgras wächst, auch aus diesem Material. Es muß doppelt sein oder mit Matten aus Gras, mit Flaschenhüllen u. dergl. bedeckt werden, um die Sonnenhitze abzuhalten. Die innere Einrichtung des Hauses, Tische, Stühle, Schränke, Betten, Koffer u., muß natürlich aus Deutschland mitgebracht werden. Viel kann man aber bei einiger Geschicklichkeit aus den Kisten herstellen, in denen das mitgebrachte Hausgut verpackt war. Gleichzeitig mit dem Haus muß eine leidliche Tränfvorrichtung für das Vieh mit Trog und kleiner Pumpe angelegt, womöglich auch ein kleines Stück Land als Garten hergerichtet werden, um darauf (natürlich mit stetem Begießen oder Berieseln aus dem Brunnen) etwas Gemüse, Mais, Tabak u. zu ziehen. Wenn der neue Ansiedler sehr geschickt ist, so kann er das alles mit 3000 Mark bestreiten. Oft aber bezahlt er noch ein gut Stück Lehrgeld dazu.

Um überhaupt auf die Farm zu kommen und sich späterhin im Lande bewegen zu können, braucht man weiter einen zweirädrigen Ochsenkarren (ein vollständiger Wagen ist für den Anfang zu teuer) mit mindestens 8 Zugochsen. Der Karren mit Zubehör kostet neu 1100 Mark, die 8 Ochsen 1600 Mark; das wäre also bereits abermals nahe an 3000 Mark. Nicht direkt notwendig, aber sehr wünschenswert ist es, wenn der Farmer auch eine Reitstute hat, die mit

Sattel und Zaumzeug nicht unter 600 Mark zu beschaffen ist. —

Diese Aufwendungen sind von vorn herein, abgesehen von dem eigentlichen und zunächst so gut wie ausschließlich gewinnbringenden Betriebsmittel, dem Vieh, notwendig. Der Farmer muß Großvieh und Kleinvieh haben, Kühe, Schafe und Ziegen. Davon, wieviel Muttervieh er zu seiner Wirtschaft anschafft, hängt es ab, wie schnell oder wie langsam er zu wirklichem Verdienst und zu eigenen Einnahmen gelangt. Unter 50 Stück Kühe lohnt es überhaupt nicht gut anzufangen, weil schon bei diesem Bestande unter den hiesigen Verhältnissen etwa 8 Jahre nötig sind, bis sich die Herde soweit vermehrt hat, daß der Farmer daran denken kann, von nun an den jährlichen Zuwachs ganz oder zum größten Teile zu verkaufen. Dazu gehören mindestens 250 Stück Muttervieh. Diese bringen jährlich 150 Kälber, und mit dem vollendeten 3.—4. Jahr kann man hier ein Kind ungefähr als schlachtreif bezeichnen. Früher als bei 2—300 Kühen mit der Vermehrung der Zuchtherde aufzuhören, ist deshalb nicht rationell, weil das Weidefeld sonst viel zu wenig ausgenützt würde und die Einnahmen des Farmers an sich zu gering blieben.

50 Kühe repräsentierten vor dem Aufstand, wenn man sich mit guten Tieren von der sogenannten Damara- oder Herero-Rasse begnügte, einen Anschaffungswert von 6—7000

Mark. Kühe von „Afrikaner“-Rasse waren 50 % teurer, doch kommt es, wenn nur erstklassige Bullen in die Herde gesetzt werden und die Muttertiere an sich gut sind, für die Nachzucht nicht so sehr auf deren Rasse an. Wie sich allerdings die Preise gestalten werden, wenn der Krieg zu Ende ist, vermag einstweilen niemand abzusehen. Wahrscheinlich wird der Gesamtviehbestand Südwest-Afrikas dermaßen verwüstet und reduziert sein, daß man von vorn herein neues Muttervieh zur Abgabe an die Farmer aus Argentinien wird einführen müssen. Da kann es wohl kommen, daß sich eine gute Kuh schließlich an Ort und Stelle auf 200 Mark und mehr stellt.

Aus der Großviehzucht beginnen die Einnahmen deshalb so spät, weil vom Beginn der Wirtschaft ab vier Jahre vergehen, bis die männlichen Tiere (in der Regel als Ochsen) sei es als Schlachtvieh, sei es als Zugtiere (Treffochsen) verkaufbar sind. Die weiblichen müssen, wie gesagt, fortgesetzt zur Vermehrung des Zuchtstockes erhalten bleiben. Um also etwas schneller zu Vereinnahmen zu gelangen, muß sich der Farmer von vorn herein eine nicht zu kleine Herde von Schafen und Ziegen, sagen wir ca. 2—300 Stück, anschaffen. Von diesen kann er die männliche Nachzucht schon nach  $1\frac{1}{2}$ —2 Jahren zu verkaufen beginnen. Ein Stück Kleinvieh kostet je nach Art und Qualität 10—15 Mark. Rechnet man noch den notwendigen guten Bullen

und die Kamme dazu, so zeigt sich schon, daß mit dem Anschaffungswert für das notwendigste Vieh nicht unter 10 000 Mark hinunter gegangen werden darf, und daß es besser ist, gerade auf diesen Posten lieber noch 1000 oder 2000 Mark mehr zu verwenden. Natürlich gehe ich bei dieser Berechnung immer davon aus, was wirklich zu einem ordentlichen Wirtschafts-Anfang gehört.

Mit den bisher genannten Positionen wären wir also bereits bei einer Gesamtsumme von 16—18 000 Mark angelangt.

Nun brauchen Sie aber noch Löhne und Verpflegung für 4—5 eingeborene Arbeiter auf 1 Jahr, bis Herde und Garten wenigstens die Kosten für diese Leute selbst aufbringen: macht ca. 1500 Mark. Nehmen wir weiter an, daß die Familie des Farmers bei der Einwanderung aus 4 Köpfen besteht. Für diese muß gleichfalls ein Stock von Nahrungsmitteln für 2 Jahre der Hauptsache nach aus dem Anfangskapital beschafft werden, weil während dieser beiden Jahre eigene Einnahmen aus dem Farmbetriebe ja kaum zu erwarten sind. Natürlich steht ein Teil der Milch, soweit sie nicht den Kälbern gelassen werden muß, zur Verfügung; aber die afrikanischen Kühe geben sehr viel weniger Milch als die deutschen. Vorläufig gibt es auch fast überall noch genug Wild zu schießen, um öfters einen Braten zu haben, und allmählich kann ja auch hier und da ein Lamm

aus der Herde geschlachtet werden. Ein ordentlicher Stock Hühner und vielleicht ein paar Zuchtschweine wird die Familie gleichfalls auf die Farm mitbringen. Mehl, Reis, Salz, Kaffee, Zucker und die sonstigen kleineren Küchenbedürfnisse eines halbwegs zivilisierten Lebens müssen aber im voraus bar bezahlt werden, und das alles ist für 2 Jahre selbst bei sparsamer Wirtschaft nicht unter 2000 Mark zu veranschlagen.

Mit diesen verschiedenen Positionen sind wir bereits auf jeden Fall in der Gegend von 20 000 Mark anfänglichen Betriebs-Kapitals angelangt. Nun nehmen Sie noch hinzu, daß die Ausreise von Deutschland bis an den Bestimmungsort auch bei bescheidenen Ansprüchen immerhin erhebliche Kosten verursacht, zumal für eine große Familie, ferner daß die Leute sich Gewehre, Patronen, Kleidung, Schuhe, Betten, Arzneien u. s. w. mitbringen müssen, und daß für unvorhergesehene Fälle immerhin auch etwas bares Geld in Reserve bleiben muß, und Sie werden selbst zugehen, daß 20000 Mark auf jeden Fall die allerunterste Grenze bilden und eigentlich schon etwas zu wenig sind. Sollten vollends die Preise für Großvieh zu Zuchtzwecken durch den notwendigen Import aus Argentinien wesentlich höher steigen, als der bisherige Durchschnitt war, so muß natürlich auch mit der gesamten Summe des Anfangskapitals entsprechend höher hinaufgegangen werden.

Was hat nun der Farmer, der mit diesem Gelde, dazu mit einigem Geschick, Selbstvertrauen und Gesundheit, anfängt, für ein wirtschaftliches Ziel vor Augen, auf das er losarbeitet? Zunächst und vor allen Dingen muß er selber arbeiten und zwar eigenhändig und schwer, „im Schweiß seines Angesichts“. So gut wie er selbst sein Haus gebaut, selbst seinen Brunnen gegraben, sein Gartenland urbar gemacht, die Bewässerung angelegt hat, so gut muß er auch weiter selber täglich und stündlich auf dem Platz sein, muß nach dem Groß- und Kleinvieh sehen, das Eingeborenenpersonal stets scharf beaufsichtigen, früh auf und abends nicht eher ruhig sein, als bis alles Vieh im Kraal richtig versorgt und kontrolliert ist. Daneben läuft die Gartenarbeit her, daneben gibt es Holz, Dornen, Steine zu fahren, eine Fracht von dem nächsten größeren Platz zu holen und dergl. mehr. Der Farmer muß lernen, mit Ochsen und Ochsenwagen einigermaßen umzugehen; er muß vor allen Dingen sich in das schwierige Problem hineinfinden, seine Eingeborenen streng und doch zugleich gerecht zu behandeln, sie soweit in seiner Furcht zu erhalten, daß die unvermeidlichen Diebereien, namentlich an Kleinvieh, erträglich bleiben und die Leute ihm doch nicht wegen zu großer Härte fortlaufen. Schon mancher ist hier wirtschaftlich zum großen Teil daran gescheitert, daß er mit seinen Eingeborenen nicht fertig zu werden verstand, entweder zu

schwach war und von ihnen bis zum Übermaß bestohlen und betrogen wurde, oder zu rauh und jähzornig, sodaß er keine Arbeiter bei sich halten konnte.

Worauf der Farmer vor allen Dingen sehen muß, das ist, daß es seinem Vieh wohl geht. Die Viehzucht hier in Südwest-Afrika ist an sich keine so schwierige Sache, aber sie erfordert immerhin ein gewisses Maß von Erfahrung innerhalb eines bestimmten Kreises von Arbeit: die verschiedenen Impfungen, die richtige Aufzucht der Kälber und Lämmer, die zweckentsprechende Verteilung der Herde, sobald sie etwas größer wird, auf verschiedene Posten innerhalb der Farm, um zweckentsprechende Zuchtergebnisse zu haben, das Schneiden der Bullkälber und jungen Böcke und ähnliches mehr. Ohne Lehrgeld wird es dabei für niemanden abgehen. Ebenso bedarf es der Übung und Erfahrung, um das beste Weidefeld, den geeigneten Platz für den Staudamm für Tränkanlagen, für Berieselung zu finden, mit Dynamit zur Steinsprengung, mit dem Jagdgewehr und mit dem Ochsenstrick richtig umzugehen. Unüberwindlich sind aber alle diese Dinge nicht, und wenn es der eingewanderte Farmer in diesen äußeren Fähigkeiten auch schwer je soweit bringen wird wie der Bur oder der Bastard, so ist er diesen doch an Intelligenz und Energie, an wirtschaftlichem Zielbewußtsein, vor allen Dingen aber an dem bestimmten fördernden und treibenden Bedürfnis

nach einer gewissen zivilisierten Lebenshaltung, nach äußerem und innerem Vorwärtskommen überlegen. Sobald die erste Lehrzeit vorüber ist, muß für den deutschen Ansiedler jenes Wort eines Farmers aus dem hiesigen Süden gelten: „Mir macht kein Bur mehr was vor!“

Wenn das zweite Jahr der Wirtschaft zu Ende ist, so gibt es die ersten Bareinnahmen aus dem Verkauf des herangewachsenen ersten Kleinvieh-Wurfs als Schlachtvieh. Dieser Einnahmeposten steigert sich nunmehr von Jahr zu Jahr, wobei selbstverständlich die weiblichen Tiere sämtlich zur Weiterzucht aufbehalten werden, bis sie aus Altersrück-sichten auch zum Verkauf als Schlachtvieh reif sind. Von dem Ende des vierten Wirtschaftsjahres an könnte allenfalls mit dem Verkauf der 3jährigen Jungochsen, die aus dem Wurf des Rindviehs vom 1. Jahr herkommen, als Schlacht- oder Zugtiere begonnen werden. Im fünften Wirtschaftsjahre beginnen endlich die Einnahmen stark zu steigen. Vom 10. Jahre ab kann dann der Farmer darauf rechnen, all-jährlich, je nachdem er noch auf weitere Vermehrung seines Viehs ausgeht oder nicht, 100—150 Rinder als Schlachttiere zu verkaufen. Freilich wird, sobald erst die Zahl der Farmbetriebe und die Menge des jährlich pro-duzierten Viehs wächst, nicht mehr daran zu denken sein, daß die gegenwärtig hohen Viehpreise bestehen bleiben; aber auch dann, wenn sie allmählich, wie es nur wünschenswert

und naturgemäß ist, bis auf das Niveau des durchschnittlichen Weltmarktpreises herabsinken (dadurch allein wäre ja der schließliche Absatz im großen gesichert), bliebe dem Farmer doch noch allein aus dem Rindvieh eine Brutto-Jahreseinnahme von 10—15000 Mark übrig. Hierzu tritt dann noch der Ertrag vom Kleinvieh, sei es an Fleisch, sei es an Wolle oder an beidem. Diese Einnahmeziffern scheinen sehr hoch; aber man muß dabei in Rechnung bringen, daß erstens ein Teil davon auf die Betriebskosten der Wirtschaft abgeht, wiewohl Viehwirtschaft, sobald es sich erst um größere Herden handelt, verhältnismäßig sehr billig ist, und zweitens, daß die Lebensverhältnisse hier viel teurer sind und auch teurer bleiben werden als in Europa. Wer seinen Kindern eine höhere Bildung geben will, wird sie für die letzten Schuljahre nach Deutschland schicken müssen. Ebenso wird es auch der Wunsch der zuerst eingewanderten Generation sein, noch ein und das andere Mal einen Besuch in der alten Heimat zu machen, was gleichfalls wegen der langen Seereise kostspielig ist. Immerhin kann der Farmer, der heute als Bauer mit harter Arbeit im Schweiß seines eigenen Angesichts anfängt, darauf hoffen, in 10 Jahren es zu einem Stand von Vermögen und Lebenshaltung zu bringen, der ihm bei einem ähnlichen Anfangskapital in der Heimat, von besonderen Glücksfällen abgesehen, sicher versagt geblieben wäre. Dazu kommt als ein schwerwiegendes

Moment psychologischer und moralischer Art die unvergleichlich viel größere Freiheit der allgemeinen Lebensführung im Kolonialland. Der Farmer, dem es geglückt ist, sitzt als ein richtiger Freiherr auf seiner Farm von 100 und mehr Quadratkilometer Größe. Was er darauf tut und treibt, was er aus seinem Besitz macht, was er jagt und schießt, wie er sich sein Leben einrichtet, ist seine Sache. Diese Freiheit, dazu das Leben ohne Einengung und Einschränkung, im steten Umgang mit der in ihrer Art großen und befreienden Natur dieses Landes, ist es auch, die so selten jemand, der einmal eine Reihe von Jahren seines Lebens — außerhalb der Büreaustube — hier zugebracht hat, zu dem Entschluß kommen läßt, unserm „Südwest“ endgültig den Rücken zu kehren. Wenn ich etwas Persönliches dazu sagen soll, so wäre es vor allen Dingen dieses, daß ich schon jetzt im Grunde nur mit Schrecken an das Nebelland zwischen Alpen und Nordsee denke. An diese fast stets sonnendurchleuchtete, strahlende, südafrikanische Atmosphäre gewöhnt man sich so rasch und so gründlich, daß die meisten von uns, die wir doch einmal hier fort müssen, das Heimweh danach sicher ein Leben lang verfolgen wird.

Dieser lange Vortrag, verehrter Freund, über Hausbau, Ochsen, Kühe, Schafe u. dergl. war notwendig, um Ihnen vor allen Dingen ein Bild von der Grundlage der hiesigen

Wirtschaftsverhältnisse zu geben. Der großbäuerliche Farmbetrieb ist es, auf dessen Entwicklung wir vor allen Dingen rechnen, und worauf wir hinarbeiten müssen, wenn aus dem Lande das gemacht werden soll, was aus ihm werden kann. Für dieses Ziel dürfen auch aus öffentlichen Mitteln keine Gelder falscher Weise gespart werden. Auch für Südwest-Afrika gilt dasselbe, was für die Landwirtschaft zu Hause schon lange von allen unbefangenen Beurteilern erkannt ist: daß der bäuerliche Wirtschaftsbetrieb oder was man hier vergleichsweise so nennen kann, die rationellste und im Verhältnis zur Zahl der davon lebenden selbständigen und kräftigen Existenzen auch die intensivste Nutzung des landwirtschaftlichen Grund und Bodens gewährleistet.

Darum soll uns selbstverständlich der wohlhabende Mann, der mit reichlicheren Mitteln kommt und gleich im größeren Stil anfängt, auch höchst willkommen sein. Die Mischung von Rittergut und Bauernhof, die in Deutschland, wo sie in gesunden Verhältnissen auftritt, so unzweifelhaft den Grund vielfachen landwirtschaftlichen Fortschrittes abgegeben hat, ist, auf unsere Verhältnisse übertragen, durchaus auch das erstrebenswerte Ziel. Sie werden sich darnach selbst ungefähr ein Bild davon machen können, welche Mittel Sie von Anfang an einsetzen müssen, um Ihren Gewohnheiten, Ihren sozialen, ästhetischen und sonstigen Lebensansprüchen gemäß von Anfang an hier zu existieren.

Sie werden sich nicht selbst mit eigener Hand die Ziegel zu einem Häuschen mit ein paar Räumen streichen, sondern Sie werden sich von hiesigen Bauhandwerkern ein hübsches, bequemes Wohnhaus und einige Nebengebäude herrichten lassen. Auch wenn Sie den etwas opulenteren Ausbau noch der Zukunft vorbehalten und sich immerhin in manchem darauf einrichten, daß Sie eben in Südwest-Afrika sind, werden Sie doch gut und gern 15—20000 Mark dafür anzuwenden haben. Sie werden auch nicht mit 50 Kühen und wenigen Hunderten von Kleinvieh zu „buren“ anfangen, wie man hier sagt, um sich dann langsam im Laufe von 10 Jahren in die Höhe zu arbeiten, sondern Sie werden versuchen, gleich anfangs 100 Kühe zu bekommen, und werden auch von vorn herein nicht mit 10000 sondern mit 20000 Hektar als demjenigen Grundbesitz rechnen, den Sie schließlich ausnutzen wollen. Sie werden dementsprechend schon im 5. oder 6. Jahre dort sein, wo der, der mit 50 Kühen angefangen hat, im 10. steht, und Sie werden normaler Weise weiter im 10. Jahre weit mehr als das Doppelte an Einnahme erzielen als jener. Sie werden auch die Kleinviehzucht von vorn herein in größerem Stile einrichten, vielleicht auch Ihren Hauptbetrieb auf Wollproduktion statt auf Rindviehzucht im großen anlegen. Sie werden dann hier in Südwest-Afrika vergleichsweise dasselbe sein, was die größeren argentinischen, australischen und kap-

ländischen Schaf- und Rinderfarmbesitzer bei sich zu Hause sind: Leute mit einem Einkommen, das man in den meisten Ländern Europas ohne weiteres als Reichtum bezeichnet. Zu den Lebensgewohnheiten dieser Klasse wohlhabender Besitzer gehört es z. B., alle paar Jahre einmal mit der Familie nach Europa oder sonst wohin über See zu gehen; gehört es, sich als eine Art von Hirtenfürst inmitten der Steppen, der Busch- und Felsenlandschaft, inmitten ihrer Viehmassen und der Menge des eingeborenen Dienstpersonals zu fühlen — wenn sie es nicht wie die Fazendeiros im spanischen und portugiesischen Amerika vorziehen, ein üppiges und luxuriöses Leben in den großen, der atlantischen Seite des Kontinents zugewendeten Seestädten zu führen und die Vermehrung der Rinder auf den Farmen sich selbst und der primitiven Wirtschaft der eingeborenen Viehhüter zu überlassen. Diese Art von Herrentum, das, seinem eigentlichen Wirtschaftsbetrieb fern, in den Städten lebt und ohne eigene Arbeit den Ertrag des Viehs und Landbesitzes verzehrt, ist aber nicht nach südafrikanischer Art, ist überhaupt nicht recht germanisch. Bei uns in Südwest vollends wird schon aus dem Grunde nie davon die Rede sein können, weil die Küstengestaltung des Landes die Entwicklung größerer Hafenstädte mit den raffinierteren Annehmlichkeiten des Kulturlebens ausschließt. Auch das Innere des Landes ist so geartet, daß sich nirgends große Wohnplätze mit starken Menschen-

anhäufungen bilden werden. Auch wenn Südwest-Afrika einmal ein wohlhabendes Land sein wird, wird es immer ein Land der weitläufigen kleinen Städtchen und einzeln liegenden Farmen sein. Es ist möglich, daß es in Zukunft an einigen besonders günstig anzulegenden Staubecken, künstlichen Seen, die eine Bewässerung in erheblicherem Maßstabe zulassen, Ackerbaukolonien von einigen hundert Familien gibt; es ist auch möglich, daß sich mit der Zeit noch weitere Gartenbauzentren mit intensiver Bodenkultur auf kleinen Raumverhältnissen bilden wie das jetzige Klein-Windhuf; aber einen bestimmenden Zug in dem Charakter dieses Landes werden diese Bilder nie gewinnen.

Selbst wenn wir uns die weiße Bevölkerung Südwest-Afrikas auf den höchstmöglichen Stand der Dichte gebracht denken, wird die Menge der Weißen doch immer nur, absolut genommen, gering bleiben; denn Tausende von Hektaren Weideland gehören in jedem Falle dazu, um eine Farmwirtschaft rentabel zu machen; und mehr als 50 Millionen Hektar brauchbarer Weide ( $\frac{4}{7}$  des gesamten Areal) hat die Kolonie nicht. Diese 50 Millionen Hektar sind freilich bereits eine Fläche, die ganz Deutschland an Größe gleichkommt. Wenn einmal in Zukunft die Absatzbedingungen für unsere hiesigen Viehzuchtprodukte samt den Verkehrswegen und der technischen Entwicklung des gesamten hiesigen Wirtschaftsbetriebes auf eine bedeutend höhere Stufe ge-

stiegen sein werden als jetzt, dann wird die durchschnittliche Farmgröße wohl auch bei uns nicht mehr 10000 Hektar sondern nur noch 2—3000 Hektar, wie meist in Britisch-Südafrika, betragen. Das würde dann bedeuten, daß bis zu 25000 weiße Farmerfamilien im Lande Platz hätten. Städtische Verdichtungscentren größeren Maßstabes sind in einem so gearteten Lande nur in Anlehnung an bedeutende Mineralfunde möglich. Ob es in Südwest-Afrika zu solchen kommen wird, vermag noch niemand zu sagen. Die Kupferminen vom Tsumeb-Otavi langen mit ihrem ganzen bisher festgestellten Reichtum noch bei weitem nicht an die Menge von Kupfererz heran, die Deutschland z. B. im Harz besitzt, und was die bei Gibeon vermuteten Diamanten betrifft, so ist bisher noch trotz der Menge der Blaugrundstellen kaum ein einziger zweifellos festgestellter Fund gemacht worden. Es ist möglich, daß bei Gibeon und Bersaba einmal ein zweites Kimberley entsteht, aber diese Möglichkeit ist noch vollkommen unbestimmt, und für die nächsten Jahre könnte man im Interesse des Landes kaum wünschen, daß sie Wirklichkeit werde; denn große Diamantenfunde würden der eben erst beginnenden soliden Farmbesiedelung eine so starke Erschütterung versetzen, daß es vielleicht auf lange hinaus nach dieser Richtung hin zu keiner geregelten Entwicklung käme. Meiner Meinung nach wäre es daher besser, daß, wenn es hier wirklich Diamanten

oder ähnliche Dinge geben sollte, sie erst dann gefunden werden, wenn sich ein halbwegs bodenständiger, mit dem Lande verwachsener Farmerstand gebildet hat. Dann werden sie uns einen mächtigen Impuls nach vorwärts geben.

Dazu bedarf es aber noch einer anderen Vorbedingung, und damit komme ich auf das, was ich Ihnen gleich zu Anfang dieser Zeilen schrieb: daß ich Ihnen nicht zuletzt deshalb zur Übersiedelung hierher raten könne, weil Sie eine tüchtige Frau haben. Die ganze Besiedelung Deutsch-Südwest-Afrikas hat, wenn wir von der prinzipiell und praktisch gleich schwierigen Eingeborenenfrage absehen, bisher unter zwei Hauptmängeln gelitten: dem Mangel an Kapital und dem Mangel an Frauen bei den Einwanderern. Der Mann aus dem deutschen Bauern- und Mittelstande, der soviel Geld hat, wie zu einem ordentlichen Farmbetrieb hier bei uns gehört, der denkt nur in den seltensten Fällen daran, die Heimat zu verlassen und in der Kolonie sich eine neue, wenn auch größere Zukunft zu schaffen. Die Ansiedler-Elemente, die wir bisher hier hatten, setzten sich im wesentlichen aus folgenden Gruppen zusammen: 1. frühere Angehörige der Schutztruppe, die beim Ausscheiden aus ihrem militärischen Verhältnis 5000 Hektar Farmland bekamen und sich eine Kleinigkeit erspart hatten; 2. Männer, gleichfalls fast ausschließlich in jüngerem Lebensalter, die bei

Gelegenheit einer augenblicklich günstigen Arbeits-Konjunktur (Erbauung der Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk, der Swakopmunder Mole) als Arbeiter und Handwerker ins Land gekommen waren und, als die Arbeit zu Ende war, hier blieben in der Hoffnung, sei es durch den Eingeborenenhandel, sei es durch ihr Handwerk oder durch irgend einen unbestimmten Glücksfall die Mittel zum Beginn des Farmbetriebes zu erhalten; 3. eine — ziemlich geringe — Anzahl bemittelter Personen aus verschiedenen heimischen Lebenskreisen, die, materiell und moralisch gut fundiert, mit der Absicht ins Land kamen, hier eine Erwerbswirtschaft größeren Stils anzufangen; 4. Leute, die mit wenig Mitteln, aber mit viel allgemeiner Unternehmungslust sich einmal die Welt draußen ansehen wollten und es versucht haben, die einen kürzere, die anderen längere Zeit hindurch, sich auf jede Art, in der man hier Geld verdienen kann, durchzuschlagen, gleichfalls mit dem Ziel vor Augen, sich einmal als Farmer anzusiedeln; 5. Existenzen, die zu Hause auf die eine oder die andere Art Schiffbruch gelitten haben und, sei es aus eigenen Mitteln, sei es mit Abschiebungsgeld von ihrer Familie, ankamen, um irgend etwas anzufangen; 6. mehrere hundert zu verschiedenen Zeiten aus den früheren Republiken und dem englischen Südafrika eingewanderte Burenfamilien. Dazu kommen dann noch 3 Duzend größerer und kleinerer kaufmännischer

Geschäfte, von denen jedes eine Anzahl junger Leute als Hilfspersonal beschäftigt. Es ist leicht ersichtlich, daß fast alle diese Kategorien es am Geld und an der Frau naturgemäß fehlen lassen mußten. Als einziges normal in Familien organisiertes Element der Bevölkerung können bisher nur die Buren gelten, die teilweise sehr arm sind. Auch unter den Beamten, namentlich den in etwas höheren Stellungen, ist bei weitem der größte Teil unverheiratet.

Eine Folge des Unbemitteltseins der meisten Einwanderer war die Langsamkeit, mit der sich die hiesige Farmwirtschaft entwickelt hat, da nun einmal ohne Geld dabei nichts zu machen ist, und die Folgen des Fehlens der Frauen war und ist noch heute, vom idealen Gesichtspunkt zunächst ganz abgesehen, eine starke Unwirtschaftlichkeit in der Verwendung des besessenen oder verdienten Geldes seitens der unverheirateten Leute. Man begegnet hier auf Schritt und Tritt dem ganz direkt und unverblümt ausgesprochenen Standpunkt: „Für eine Frau aus Deutschland reicht's bei mir nicht. Wenn ich mir eine von Hause kommen lassen will, muß ich erst ganz anders dastehen; darum begnüge ich mich so lange mit farbigen Weibern!“ Es gibt Fälle, wo Ansiedler es trotz dieser Wirtschaft mit einer farbigen durch Energie und Sparsamkeit zu Wohlstand gebracht haben. Dann aber hätten sie es, wie gleichfalls eine Reihe von Beispielen beweist, mit einer tüchtigen

deutschen Frau, die von vorn herein auch die Jahre des schweren Anfangs mit ihnen teilte, ebenso weit und noch weiter gebracht. Im allgemeinen wird aber, wie namentlich auch das Beispiel unserer aktiven Schutztruppe zeigt, für die farbigen Verhältnisse oft soviel Geld verschleudert, daß der Mann dafür mindestens eine deutsche Frau nähren und kleiden könnte, die ihm dann im Haushalt und überhaupt in der Wirtschaft doch eine ganz andere Helferin wäre als die Herero-, Hottentotten- und Bastardweiber. Schlimmer aber noch als der wirtschaftliche Schaden ist der moralische, der durch die Schmutzwirtschaft mit den faulen, unwissenden, indolenten, mit einem Wort barbarischen und fast in jeder Beziehung tief stehenden farbigen Weibern bei den Männern angerichtet wird, die Jahre und Jahre keinen anderen weiblichen Umgang als diesen niederziehenden und demoralisierenden, nichts als roh-sinnlichen Verkehr haben, an dem obendrein noch in der Regel die ganze Verwandtschaft des Weibes hängt. Wo aber einmal das farbige Konkubinat nicht seine verderbliche Rolle spielt, da ist es die allgemeine Unwirtschaftlichkeit des Junggesellentums, die bei den sehr hohen Preisen, die hier im Lande Speisen, Getränke und Wohnung außer dem eigenen Hause haben, dem wirklichen Vorankommen der Leute hindernd im Wege steht. —

Darum schrieb ich Ihnen von der Notwendigkeit, eine Frau, die Sie ja in M. von der Beschaffenheit haben, wie

Sie sich eine für Südwest-Afrika nur wünschen können, mitzubringen. Auch wegen Ihrer Kinder brauchen Sie sich keine Sorge zu machen. Unser Schulwesen ist allerdings noch sehr im Beginn der Entwicklung, aber es verspricht eine gute Entwicklung. Es wird nicht mehr lange dauern, bis an ziemlich zahlreichen Plätzen im Lande deutsche Regierungsschulen mit dem Lehrziel der heimischen ländlichen Volksschulen bestehen, und bis wenigstens zwei Schulen, die in Windhuk und die in Keetmannshoop, soweit ausgebaut sind, daß sie das sogenannte Einjährigziel erreichen. Auch was den Mädchenunterricht betrifft, so sind wir auf dem Wege zu der für unsere kolonialen Verhältnisse einzig vernünftigen und möglichen Methode der gemeinsamen Erziehung für beide Geschlechter. Was dann über die Befähigung zum Einjährigendienst hinausgeht, das werden Sie allerdings Ihre Jungen sich in Deutschland holen lassen müssen.

Wenn ich es Ihnen in zwei Worte zusammenfassen soll, weshalb ich nach der materiellen wie nach der moralischen Seite hin es mit Freuden begrüße, wenn tüchtige Landsleute sich zur Auswanderung als Farmer nach Südwest-Afrika entschließen, so ist es zunächst natürlich meine feste Überzeugung, daß dieses Land, dem meine Dienste jetzt für einige Jahre gehören, bei richtiger Verwaltung und bei richtigem Verständnis der maßgebenden heimischen Faktoren, vor allen Dingen der Nation selbst und ihrer Vertretung,

eine gute Zukunft hat. Wenn es noch für uns Südwestler einer weiteren Aufmunterung zu diesem Glauben bedurfte, so ist sie jetzt in diesen Wochen durch das Telegramm über den Empfang unserer Ansiedler-Abordnung beim Kaiser und die bei dieser Gelegenheit gesprochenen kaiserlichen Worte gegeben. Abgesehen von dieser Basis, muß es in meinen Augen für jede tatkräftige und von dem Bedürfnis, Werte zu schaffen, erfüllte Natur einen starken Anreiz haben, aus bescheidenen oder mittleren heimischen Lebensverhältnissen heraus hier jenseits der Meere, aber doch auf deutschem Boden, zu einem Wohlstande und zu einer sich dehnen- und streckenden Breite und Freiheit der Lebensführung zu gelangen, wie sie zu Hause wenigstens der landwirtschaftlichen Arbeit nur noch in seltenen Ausnahmefällen beschieden ist. Daneben aber, und das ist für Sie wie für mich nicht das Letzte, enthält die Freiheit und die Betätigung persönlicher Sonderart, wie sie unser Leben hier gleichermaßen gewährt und fordert, eine solche Fülle sittlich und ästhetisch prächtiger und erstrebenswerter Motive, daß ich im Grunde meines Herzens nur mit Bedauern an die vielen Millionen Landsleute denken kann, denen ein solches Freiheitsbad auch not täte, und die es nicht haben können — neben den wenigen Tausenden, die vielleicht hierher berufen und auserwählt sind. —

Während ich diese Zeilen schließe, liegt der Rauchnebel

gewaltiger Grasbrände hinter den Bergen im Norden über Okahandya; die Ochsespanne auf dem weiten Platz vor unserer noch unlängst so hart umkämpften Feste formieren sich als lange Proviantkolonne zum Abmarsch auf den Kriegsschauplatz, und über unser ganzes als Dornenland und Affenland so verschrieenes und doch schönes Südwest-Afrika zieht die Glut des trockenen Steppenfrühlings und nahenden Sommers mit seinen Regenschürzen herauf. Wenn er vorüber ist, kann ich Ihnen und M. hoffentlich als angehenden südwestlichen Farmersleuten die Hand drücken.

Mit herzlichen Wünschen und Grüßen

Ihr

**Rohrbach.**

Verlag der „Hilfe“. Berlin-Schöneberg.

Nationalsoziale  
Wochenschrift

# Die Hilfe

Notwendig für jeden  
politisch Gebildeten

kostet durch Buchhandel oder Post vierteljährlich 1.50 Mark. Sie

bringt regelmäßig:

Politische Notizen	• • • • • • • •
Politische und volkswirtschaftliche Aufsätze	
Soziale Bewegung	• • • • • • • •
Unsere Bewegung	• • • • • • • •
Ästhetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze.	
Novellen, Kunst, Literatur	• • • • • • • •
Allerlei	• • • • • • • •
Briefkasten	• • • • • • • •

Ihr Herausgeber ist:

**D. Fr. Naumann.**

Verlangen Sie unter Bezug auf diese Anzeige kostenloses  
Probe-Abonnement von der  
**Geschäftsstelle Berlin-Schöneberg.**

# „Asia“

Eine Orientreise von D. Fr. Naumann.

Elegant gebunden und  
reich illustriert 4 Mk.



Verlag der „Hilfe“  
Berlin-Schöneberg.

Athen, Konstantinopel . . .

Damaskus, Nazaret, Jerusalem

Kairo, Neapel . . . . .

Politische, künstlerische und  
religiöse Betrachtungen . .

## Einige Stichproben aus den zahlreichen Besprechungen:

**Krefelder Zeitung** (liberal): „... Als Künstler kennt Naumann sowohl die Schönheit der Farben als das Geheimnis der Linie. Die kleinen Skizzen, die er beigibt, sind charakteristisch für seine Art zu sehen: meist sind es einige Linien, die ihn gefesselt haben, oder die Verteilung von Licht und Schatten. Ausgezeichnet in der Beziehung ist die Ansicht der Sophienkirche in Konstantinopel. . . Und da das Buch nicht im Parteiinteresse geschrieben ist, so ermöglicht es zugleich die unbefangenste Würdigung Naumanns und seiner politischen Bestrebungen. Wir empfehlen es vornehmlich aus ästhetischen Gründen, aber der Reichtum an religiösen und politischen Gedanken gibt dem Buch seinen dauernden Wert.“

**Christliche Welt** (Besprechung in 3 Aufsätzen): Ich habe den höchsten und anspruchsvollsten Maßstab an das Buch gelegt, und das um so mehr, als ich selber, mit Ausnahme der eigentlichen Kaiserstage in Jerusalem das alles gesehen habe, was Naumann beschreibt — und noch einiges mehr. Trotzdem und gerade darum muß ich sagen, daß mich selten ein Buch so gefesselt hat, und daß ich nur sehr wenige literarische Leistungen so bewundert habe und noch bewundere, wie die „Asia“.

**Hamburgischer Korrespondent** (nat.-lib.): „Als den wertvollsten literarischen Niederschlag der großen Kaiserfahrt nach dem Morgenlande und der mit ihr im Zusammenhang stehenden privaten Orientreisen darf man das vorliegende Werk ansehen.“

**Vossische Zeitung** (frei.): „... Auch wer nicht gerade allen Ansichten des Verfassers zustimmt, wird das Buch mit Vergnügen und Genuß lesen. Auszüge zu geben wäre in diesem Falle müßig. Kaufen ist das Richtige.“

**Sächsische Schulzeitung**: Der Verfasser ist ein abgesetzter Feind hohler Redensarten und gedankenloser Nachbeterei. Mit Geist und Humor weiß er jeder Stadt, jedem Volksstamme den er sah, eine Marke anzuhafeln, wie sie nur eine scharfe Beobachtungsgabe prägen kann.

**Leipziger Zeitung** (konserv.): „Ich möchte die Naumannschen Bilder mit denen des berühmten Pierre Loti über das heilige Land vergleichen; hier wie dort neben den gesättigten Farben der Wirklichkeit der süße Schmelz der Intuition.“

Ein Handbuch der auswärtigen Politik. • Höchst aktuell!

# Deutschland unter den Weltvölkern.

Von

Lic. Dr. Paul Rohrbach.

Landeskommissar für die wirtschaftlichen Angelegenheiten  
in Deutsch Südwest-Afrika.

Broschiert 2,50 Mk.

Fein gebunden 3,50 Mk.



In sieben Kapiteln zeigt der Verfasser, der als Landeskommissar von Südwest-Afrika in Windhoek weilte, den Zusammenhang derjenigen politischen Hauptprobleme, die unsere politische Lage gegenwärtig beherrschen. Er behandelt zunächst die Änderung in den materiellen Daseinsbedingungen Deutschlands seit der Epoche der Reichsgründung, beleuchtet die Stellung Deutschlands zu den übrigen Staaten und die der letzteren zu einander, um im Schlusskapitel Deutschlands Hoffnungen und Ausichten zu besprechen und alles in der bekannten und frischen Vortragsweise unseres Freundes. Das Buch wird in demselben Sinne ein Handbuch für auswärtige Politik genannt werden müssen, wie Naumanns „Demokratie und Kaisertum“, an das es auch in Format und Ausstattung lebhaft erinnert, ein Handbuch für innere Politik ist.

Verlag der „Hilfe“. Berlin-Schöneberg.



## Wie urteilt die Presse über Dr. Rohrbachs Buch?

**Die Grenzboten:** Eine Arbeit über alle mit diesem Thema verknüpften Fragen, die eingehender Beachtung wert ist. Die Schrift sollte jedem Abgeordneten auf sein Pult gelegt werden. Vielleicht entschließen sich dann doch einige Volksvertreter, das lehrreiche Buch zu lesen, lehrreich, obgleich es eigentlich nur die nächstliegenden greifbarsten Wahrheiten zusammenfaßt, einheitlich ordnet und logisch weiter entwickelt.

**Preussische Jahrbücher** (Professor Delbrück): Den hier gekennzeichneten Mängeln in unserem öffentlichen Dasein (freiwillige Unterordnung der deutschen Volksvertreter unter Bureaufkratie und Diplomatie, zum andern die Verkennung der internationalen Lage, unserer Machtmittel und Ansprüche durch die Alldeutschen) will das Buch entgegenwirken, und man darf sagen, daß es dazu vorzüglich geeignet ist. Manchen Ansichten möchte ich freilich widersprechen, aber das Ganze, gleich wertvoll durch das Material, das geboten wird, und anziehend durch die flüssige Form des Vortrages kann nicht genug empfohlen werden.

**Marine-Rundschau:** Rohrbachs Schrift verdient die weitgehendste Beachtung.

**Deutsche Handels-Wacht:** Wer sich für die große Politik interessiert und aus der oberflächlichen Behandlung, die ihr unsere meisten Tageszeitungen angedeihen lassen, keinen Überblick über ihre beherrschenden Richtlinien zu gewinnen vermag, findet hier eine ganz treffliche Anleitung. . . . Jedenfalls muß man ihm für die vorliegende Schrift dankbar sein, weil sie geeignet ist, die sprichwörtliche Unwissenheit unserer meisten Landsleute in Fragen der auswärtigen Politik zu mildern. Das Buch ist durchweg in einer großzügigen Betrachtungsweise gehalten, bringt manche neue Gesichtspunkte und ist frisch und verständlich geschrieben.

**Literarisches Zentralblatt:** Dieses ganz ausgezeichnete Buch behandelt in knappen, leichtverständlichen Grundzügen die politischen Hauptprobleme, die unsere internationale Lage gegenwärtig beherrschen. Es ist um so dankenswerter, als gerade auf dem Gebiet, auf welchem sich diese Arbeit bewegt, die Durchbildung weiterer Kreise viel zu wünschen übrig läßt und Rohrbach daher mit seiner Schrift geradezu einem Bedürfnis nach besserer Schulung der Öffentlichkeit in unseren auswärtigen Angelegenheiten entgegenkommt. Die Lektüre ist allen, die in politischen Dingen mitreden und mittaten wollen, angelegentlichst zu empfehlen.

**Monatsschrift für kirchliche Praxis** (Professor Baumgarten): Eine hervorragende Schule im politischen Denken und zur Entwöhnung von Konfusion von Politik und Gemüt bezw. Moral bietet Paul Rohrbachs im Buchverlag der „Hilfe“ erschienene Schrift „Deutschland unter den Weltvölkern“. Die leidenschaftslose, alle ökonomischen und geographischen Bedingungen wie die Imponderabilien der Stimmung abwägende Behandlung ist zumal angesichts des ostasiatischen Krieges vorzüglich geeignet, einen strengen Wirklichkeitsinn zu erziehen. Wir wissen, daß das Buch von verantwortlichen Stellen hochgeschätzt wird.

**Sächsische Schulzeitung:** Dem Urteile: „Rohrbach gibt ein plastisches Bild der Weltlage in feingeschliffener Darstellung“, schließe ich mich an.

**Straßburger Zeitung:** Daß unsere Politiker dem Buche viel Belehrung entnehmen können, bedarf keiner Begründung. Besonders erfreulich ist, daß unsere Staatsmänner es studieren werden, denn sie hätten den Verfasser kaum mit der Stellung, die er jetzt inne hat, betraut, wenn sie nicht durch seine schriftstellerische Tätigkeit auf ihn aufmerksam geworden und sein Urteil hätten schätzen lernen.

# Im vorderen Asien.

Politische und andere Fahrten durch Rußland, Transkaukasien, Russ. Turkestan. Armenier, Nestorianer, Kurden. Mesopotamien, Syrien. Die Bagdadbahn. Iran.

Von Dr. Paul Rohrbach,

Landeskommissar für die wirtschaftlichen Angelegenheiten in Deutsch Südwest-Afrika.

142 Seiten. 8°. Reichillustriert. Mit einer guten Landkarte versehen. Eleganter Einband 4 Mk.

## Einige Besprechungen:

### Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Wien:

Was Dr. Rohrbachs Buch eigenen Wert verleiht, sind hauptsächlich die politischen und nationalökonomischen Erörterungen und Bemerkungen, welche er mit den Reiseschilderungen verknüpft. Sie sind aus den an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen, aber auch aus vorausgegangener Beschäftigung mit den Ländern Vorderasiens geschöpft und haben ihre volle Berechtigung. Der Titel verschweigt, daß das Buch hübsch illustriert und mit einer guten Karte ausgestattet ist.

### Geographische Zeitschrift:

Es sind nicht Reisebriefe im gewöhnlichen Sinn; neben der eigentlichen Schilderung nehmen Besprechungen wichtiger politischer und volkswirtschaftlicher Probleme einen breiten Raum ein. . . . Wie ein roter Faden zieht sich durch die Rohrbach'schen Briefe die Mahnung, daß die Deutschen sich diesmal die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen sollten, Kapital unterzubringen, um für die Produkte ihrer Industrie neue Absatzgebiete zu eröffnen.

### Luzac's Oriental List, London:

„Im Vorderen Asien“ ist eine Beschreibung der politischen und archäologischen Reisen Dr. Paul Rohrbachs, welche er im Interesse beider, Rußlands und seines eigenen Vaterlandes, im Herbst des letzten und im Frühjahr des laufenden Jahres unternahm. Rußland, der Kaukasus, Turkestan, Mesopotamien und Persien wurden aufgesucht, und die flüchtigen Eindrücke

eines reisenden deutschen Politikers werden hier mit Geschick für die Erziehung einer westlichen Welt beherzigt. Die, denen jene Länder im wesentlichen unbekannt sind, werden vieles finden, was sie interessiert, zumal die Illustrationen gut sind. Die Karte ist sogar ausgezeichnet.

### Neue Bahnen, Monatsschrift für wissenschaftliche und praktische

**Pädagogik:** Der geplante Bau der Bagdadbahn und die Kunde in Babel haben in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf Vorderasien gelenkt; Dr. Paul Rohrbach hat dasselbe bereist und schildert seine diesbezüglichen Erlebnisse in dieser Schrift. Er beschränkt sich nicht auf die Schilderung von Land und Leuten und seiner Erlebnisse, sondern bespricht auch die für die Orientpolitik des modernen europäischen Staatensystems wichtigen und aktuellen Probleme; die briefartige Stilisierung macht die Darstellung lebendig.

### Theologischer Literaturbericht:

Auch in Rohrbachs flottgeschriebenen Reiseschilderungen „Im vorderen Asien“ werden die kirchlichen Verhältnisse und die Frage der Christianisierung des noch türkischen Orients gelegentlich erörtert. Einwürfen nüchterner Alltagsweisheit zum Trotz, die die christliche Orientmission als vergeblich oder doch als verfrüht ansieht, erkennt R. in dem christlichen Hilfswerk wenigstens eines der wenigen sicheren Symptome, daß das Christentum bei uns in Deutschland überhaupt noch eine lebendige Religion ist (S. 68).

Buchdruckerei Alb. Sayffaerth (Otto Fleck), Berlin-Schöneberg.

N  
325



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen  
46\$0 00 146 232 6



